

fehlende sozialgeschichtliche Dimension, die mangelnde Verklammerung mit der politischen und ökonomischen Entwicklung in Deutschland. Gasman kennt sich wenig in der Zeit aus, die er behandelt: Solche Unkenntnis dokumentiert sich darin, daß völlig unbekannte oder unbedeutende Personen regelmäßig das epitheton ornans ›famous‹ erhalten: so der durchaus drittrangige Soziologe Franz Müller-Lyer, der Schriftsteller Herbert Eulenberg oder der national-soziale, später eine Zeitlang sozialdemokratische Publizist Maurenbrecher (dessen Name zudem falsch geschrieben wird). Alexander Tille, langjähriger Geschäftsführer der saarländischen Industriellenverbände und Autor sozialdarwinistischer Schriften (von denen Gasman nur die vor seiner Tätigkeit als Industriesyndikus berücksichtigt), avanciert zum »director of public relations for German industry« (S. 149), ein Amt, das es nie gegeben hat.

Vieles bleibt so notgedrungen völlig an der Oberfläche; das gilt auch für die noch am besten gelungenen Kapitel: ›Monism, the corporative state and eugenics‹ (IV), ›Monism and marxism‹ (V), und ›Monism, imperialism and the first world war‹ (VI.). Ein weiterer Mangel macht sich aber auch hier bemerkbar: die Nichtbeachtung bzw. Unkenntnis der neueren Literatur. So ist z. B. die zur Erhellung der Rezeption sozialdarwinistischer, rassistisch-völkischer Autoren wie Gobineau, Chamberlain, Lagarde, Woltmann, Ploetz, Ammonn in Teilen des unselbständigen Mittelstandes wichtige Materialien liefernde Arbeit von I. Hamel über den Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband (1967) unbeachtet geblieben. Den Anspruch, den Gasman selbst formuliert hat, kann diese Arbeit, die in den ausgetretenen Gleisen einer längst totgesagten personalisierenden Ideengeschichte wandelt, in keiner Weise einlösen. Die Neubewertung Haeckels als Ahnvater aller präfaschistischen Ismen legt nur Zeugnis für das mangelnde Augenmaß des Autors ab. Auch eine Neuinterpretation der Genesis präfaschistischer Ideologien wird diese Arbeit schwerlich leisten, sie eröffnet in ihren stärksten Passagen höchstens weiterzuverfolgende Perspektiven.

Dirk Stegmann

Bruno Schultze, H. G. Wells und der Erste Weltkrieg (= Britannica et Americana, hrsg. von den Englischen Seminaren der Universitäten Hamburg und Marburg/Lahn, Ludwig Borinski, Rudolf Haas und Horst Oppel, Bd. 18), Verlag de Gruyter, Berlin 1971, VIII, 179 S., kart., 32 DM.

Nachdem Hans-Joachim Müllenbrock 1967 die literarische Artikulierung der deutsch-britischen Beziehungen der Vorkriegszeit an den zeitgenössischen Arbeiten des H. G. Wells nachgewiesen hat, legt nun B. Schultze in Fortsetzung der Müllenbrockschen Studie eine Untersuchung über die Vorstellungen Wells' im Ersten Weltkrieg vor — ein dankbares Thema, das zu behandeln einem Historiker ebensogut angestanden hätte. Es ist dankbar insofern, als sich einmal an der Person des Schriftstellers die für britische Verhältnisse so typische Verflechtung von Literatur und Politik aufweisen, gleichzeitig die unter dem Eindruck eines bis dahin unbekanntes Kriegsgeschehens entstehende Orientierungslosigkeit nachvollziehen und schließlich der Hintergrund deutlich machen läßt, vor dem Wells agitierte und zu dessen Sprachrohr er wurde. Der desillusionierte, nach neuen Wegen suchende politische Literator Wells — das ist das eine Thema; die englische Kriegszenerie als Hysterie — das ist das andere, das hier zur Beschreibung steht.

»It is abominably easy, to mistake shams for realities«, hat Wells einmal im Zusammenhang mit den Ambitionen der II. Sozialistischen Internationale gesagt, und was er hier durchaus mit klarem Blick über die Möglichkeiten des internationalen Sozialismus ansprach, das ist recht eigentlich auch die Crux seines Lebens gewesen. Wenn heute in allen Nachschlagewerken unter dem Stichwort »Wells« die Rede davon ist, daß dieser Lite-

rator 1946 enttäuscht gestorben sei, dann hat das schon seine Richtigkeit. Und diese Enttäuschung ist einfach aus der Faktizität zweier Weltkriege zu erklären.

Außenpolitisch hat ihn schon vor dem Ersten Weltkrieg die Weltstaatsidee beschäftigt — eine Idee, die nicht ohne angelsächsischen Schwerpunkt vertreten wurde, soweit es die Führungsrolle betraf. Innenpolitisch hing der Sozialkritiker Wells zu dieser Zeit eher dem Gedanken der Gemeinschaft als der Analyse von der Gesellschaft an. Er forderte einen neuen Staatssinn des einzelnen Bürgers (*»a system of great individual freedom with a universal understanding among its citizens of a collective thought and purpose«*). Zwar findet der Leser bei Wells recht detaillierte Darstellungen über die internationale Lage, gleichwohl fehlt es in diesem wie auch im innenpolitischen Bereich an einer analytischen Konzeption, die nach den tieferen Ursachen grenzüberschreitender oder innerstaatlicher Antagonismen fragte. Typisch ist vielmehr, daß seine politischen Vorstellungen und Kombinationen auf die moralische Einsicht der Akteure gründeten, auf eine Moralität, der eine Existenzmöglichkeit außerhalb des Sachzwanges zugestanden wurde, d. h. an die Stelle der Rationalität trat letztlich bei Wells eine Emotionalität, die dort in eine rational nicht mehr begründbare Parteinahme umschlagen konnte, wo herbe Enttäuschung über den widrigen Lauf der Dinge eintrat.

Dies etwa läßt sich aus dem Bericht extrapolieren, den der Verfasser über das schriftstellerische und journalistische Schaffen des H. G. Wells im Ersten Weltkrieg zusammengestellt hat. Das sah gleich bei Ausbruch des Krieges noch recht gemäßigt aus. Der Krieg wurde begrüßt. Er werde, so meinte Wells, der letzte sein. Der Kampf gelte nicht dem deutschen Volk, das er als hochstehendes Kulturvolk anerkannte, sondern dem preußischen Militarismus und Imperialismus, ein Argument, das übrigens häufig genug im alliierten Lager auftauchte. »Das Ziel des Krieges sah er in einer weltweiten Abrüstung und Schaffung einer dauerhaften weltpolitischen Ordnung, die weitere Kriege für immer unmöglich machen sollte.« Daß der Krieg aber mehr war als nur ein fröhliches Streiten um den Fortschritt, galt nach wenigen Monaten schon als Gewißheit. Die Abstraktion, Krieg nicht gegen das Volk, sondern gegen das System, wurde aufgehoben. Volk und System wurden identifiziert. Wells schwamm damit — im Gegensatz zu einem Großteil seiner Freunde etwa aus dem Mitarbeiterstab des »Labour Leader« — im Fahrwasser des britischen Chauvinismus, wie er in Fortsetzung von Gedankengängen der »Primrose League« gepflegt wurde. Es ist fast schon als folgerichtig zu bezeichnen, daß sich Wells, abgehend von seiner Freihandelskonzeption, bald im Lager der Protektionisten wiederfand, die während des ganzen Krieges auf einen für Deutschland demütigenden Frieden fixiert waren. Wiewohl Wells auch jetzt noch an eine friedenssichernde Weltstaatsordnung dachte, an der auch Deutschland teilhaben sollte, blieb er doch immer wieder abhängig von den Kriegsereignissen und ein Opfer emotionaler Schübe, die zwischen Pessimismus und Opportunismus im Hinblick auf künftige Weltstaatsordnung schwankten. Diese Ordnungskonzeption beherrschte schließlich alles und ließ ihn auch die Tatsache eines nicht vollständig geschlagenen Deutschland, einen »inconclusive peace« insofern positiv interpretieren, als damit die Allianz der Kriegsgegner Deutschlands zwangsläufig erhalten bliebe. Daß er dann schließlich auch den Gedanken des »inconclusive peace« aufgab, hieß nun nicht erneute Hinwendung zur bedingungslosen Kapitulation des Kaiserreiches, es hieß vielmehr nichts weiter als Suche nach anderen Möglichkeiten politischer Ordnung, die dann in der Russischen Revolution sowie im Kriegseintritt der USA gegeben schienen; denn nun erhielt für Wells der Krieg ein Mehr an jenen idealistischen Komponenten, die er zuvor vermißt, selbst aber doch wohl keineswegs gepflegt hatte. Wilsons Programm bot sich für Wells als Ausgangspunkt einer Forderung nach demokratisch-republikanischer Transformation Deutschlands und als Voraussetzung für eine deutsche Integration in die Weltordnung. Das ging anfänglich sicherlich über die

Wilson'schen Forderungen hinaus, und eigenartig ist auch das Transformationsverständnis, das Wells bezeugte. Denn nicht sozialrevolutionäre Neugestaltung durch Arbeiter und Bauern (sic!), sondern Hoffnung auf demokratisch-republikanische Aktion einer bürgerlichen (»well-educated, mediocre«) Schicht bestimmte nach Wells das neue Deutschland in seinen Vorstellungen. Dieses Kriegsziel zu erzwingen, lag in der Macht der »fighting league of free nations«, die den Krieg so lange forzusetzen hatte, bis die innere Neuordnung voll durchgesetzt war.

Es entsprach seiner Konzentration auf die Weltstaatsordnung, wenn H. G. Wells sich von den Entscheidungen der Pariser Friedenskonferenz insbesondere im Hinblick auf den Völkerbund enttäuscht zeigte. »H. G. Wells war einer der ersten, der sich von dem Völkerbund distanzierte und ihn als kleine ›sham world parliament‹, ›powerless pedantic bit of stage scenery‹ verdammt.« In der Ablehnung des Friedensvertrages fand sich Wells wieder auf der Seite der Labour Party, nicht ohne Hoffnung wiederum auf eine doch heraufziehende bessere Weltstaatsordnung, mit Einbeziehung Sowjetrußlands übrigens, dessen Innenpolitik er positiv beurteilte (nach einer Rußlandreise). Was den immer nach neuen Gestaltungskräften suchenden Wells faszinierte, das war nicht Bolschewismus als System überhaupt, sondern die konstruktive Idee schlechthin. Er sah zumindest eine von Rußland ausgehende begrüßenswerte Verstärkung der sozialistischen und kollektivistischen Tendenzen in Westeuropa gegeben, was ihn übrigens in Gegensatz zu Winston Churchill brachte, der in jenen Jahren zu den schlimmsten Scharfmachern und Interventionisten zählte.

Überschaut man die politische Vorstellungswelt des H. G. Wells von der Vorkriegszeit bis zu jenem Gespräch mit Lenin, das er am Ende seines Rußlandaufenthalts führte, dann muß wiederholt werden, was eingangs schon gesagt wurde: Wells war ein Schriftsteller und Journalist mit einer zuweilen zwar durch emotionale Schübe getrüben, letztlich aber immer wieder an Einsicht und Vernunft appellierenden Grundkonzeption, in der die angestrebte Reform der Welt — denn nur so ist doch die Zielsetzung auszu-drücken — sich nicht als revolutionäre Tat, sondern als Ergebnis und Erfolg eines langwierigen Erziehungsprozesses darstellte.

Die sauber durchgeführte Studie des Verfassers vermittelt uns — und das sei abschließend gesagt — deutliche Einblicke in die Gedankenwelt eines Literaten, der seine Ziele an den Zwängen einer gewalttätigen Welt zu messen hat. Darin liegt die besondere Bedeutung der Arbeit. Daß sie darüber hinaus besonders erstaunliche sozialhistorische Ergebnisse aufzuweisen hätte, wie Schultze behauptet, läßt sich kaum sagen, wenn man A. J. Mayers »Politics and diplomacy of peacemaking« gelesen hat. Dieses Werk kennt der Verfasser nicht, was ihm aber nicht zum Vorwurf gemacht werden soll.

Horst Lademacher

Herman Lebovics, *Social Conservatism and the Middle Classes in Germany, 1914 – 1933*, Princeton University Press, Princeton, New Jersey 1969, 248 S., Ln., \$ 8,50.

Dieses Buch ist in seinem differenzierten Einleitungsteil eine informative Studie der sozio-ökonomischen Existenzbedingungen des deutschen Mittelstandes und der ihn konstituierenden gegensätzlichen Gruppen von der Jahrhundertwende bis zum Beginn der NS-Herrschaft. Im zweiten, weit umfänglicheren Teil ist es eine ideologiekritische Analyse von Schriften jener Gelehrten, Publizisten und Dogmatiker, die Lebovics der »konservativen Revolution« (A. Mohler) zurechnet. Dabei stellen sich vorab zwei methodische Fragen, die in der Arbeit eher pragmatisch überzeugend als theoretisch gelöst werden: 1. die nach der Verbindung von geistigen Ideen und den realen Bedingungen des Lebens, 2. die Frage, für wen und für was Professoren wie